Abonnementspreis mit der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage Nach der Arbeit einschl. Bringerlohn 80 Pf., bei Selbstabholung in den Ausgabestellen 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. ...) pro Vierteljahr M. 2.75. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 5 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion Zwingerstraße 22, part. Sprechstunde nur Wochentags von 12 bis 1 Uhr. Telephon: Amt I, Nr. 1759.

Telegramm-Adresse: „Arbeiterzeitung Dresden.“

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mehrmaliger Wiederholung wird Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens nach 10 Uhr früh in der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition: Zwingerstraße 22, part. Geöffnet von morgens 8 bis abends halb 8 Uhr. Telephon: Amt I, Nr. 1759.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.

Nr. 131. Dresden, Mittwoch den 11. Juni 1902. 13. Jahrg.

Das heilige Eigentum.

Wenn die Konservativen auf die fröhliche Sozialistenhatz ausziehen, dann lassen sie das Banner des „heiligen Eigentums“ über ihren Häuptern wehen. Mit Thron und Altar rangiert dies Eigentum auf einer Stufe als Element der „sittlichen Weltordnung“.

Aber, wie es nun einmal so geht: die Leute, die einander im Namen der Religion der Liebe gelegentlich den Schädel einschlagen möchten und sich in dem „Kriegsgott“ eine besondere Spezialität geschaffen haben, die Leute, die unter Umständen geneigt sind, ihre monarchische Ueberzeugung zu revidieren, wenn nämlich die Zollsätze oder andere Liebesgaben nicht ganz nach Wunsch ausfallen, — diese Leute wissen auch die Heiligkeit des Eigentums in äußerst geschickter Weise „zeitgemäß abzustufen“. Das sehen wir bei dem Saccharingesetz, das heute im Reichstage noch gerade vor Thorschluß in einer Gewaltsitzung durchgedrückt werden soll. Im preußischen Abgeordnetenhause ist vor einigen Tagen bei der Beratung des konservativen Antrages auf Einführung der obligatorischen Viehversicherung von einem Redner der Linken diese Zwangsversicherung bekämpft worden mit der scherzhaften Begründung, er wolle den Sozialdemokraten nicht alles vorweg nehmen, wenn die einmal ihren Zukunftsstaat beginnen wollten. Diese Bemerkung erregte Heiterkeit auf der rechten Seite. Tags darauf aber beschloß die agrarische Mehrheit in der Zuckersteuerkommission die Verstaatlichung der Saccharinindustrie und zwar, wie unumwunden ausgesprochen wurde, um der Zuckerindustrie eine lästige Konkurrenz vom Halse zu schaffen. Nun braucht man gewiß kein verbohrter Manchestermann zu sein, um dieses Gebaren höchst eigenartig zu finden.

Trotz der schamlosesten Ausplünderung des eigenen Volkes, trotz der ungezählten Millionen direkter und indirekter Staatsunterstützungen, trotz den unaufhörlichen gesetzgeberischen Experimenten, trotz der unbezweifelten technischen Ueberlegenheit über ihre Konkurrenten ist der deutschen Zuckerindustrie nicht gelungen, gute und stabile Verhältnisse zu schaffen. Wer kein Brett vor dem Kopfe hat, muß sich bei der Sachlage sagen, daß in dem ganzen System offenbar ein Fehler stecken muß. Und so ist es auch. Worauf ist denn alles Experimentieren in der Zuckerfabrikation schließlich hinausgelaufen? Sie diente, wie alle kapitalistischen Unternehmungen, nicht der Bedürfnisbefriedigung, sondern der Profitschaffung, nicht die volkswirtschaftliche Produktivität, sondern die privatwirtschaftliche Rentabilität war die Richtschnur. Deshalb die Verschleuderung des Zuckers ins Ausland mit gleichzeitiger Unterbindung des Konsums im Inlande. Aber gerade dieser Umstand mußte zum Erstarken einer Surrogatindustrie, der Saccharinfabrikation, führen. Kein vernünftiger Mensch wird darauf verfallen, Saccharin zum Süßen seiner Speisen und Getränke zu verwenden, wenn er Zucker billig haben kann, es sei denn, daß ihm sein Gesundheitszustand den Genuß von Zucker verböte. Man könnte daher durch Verbilligung des Zuckers ohne Schwierigkeiten das Saccharin vom Markte verdrängen. Das bezweckte auch der sozialdemokratische Antrag beim Zuckersteuergesetz, die Verbrauchsabgabe zu beseitigen. Aber davon wollen die bürgerlichen Parteien nichts wissen, denn das bedeutet eine Reichseinkommensteuer. Und bei aller Routine in der Steuerhinterziehung, die sich die Kapitalisten mit der Zeit erworben haben, ist doch eine solche Steuer lästiger als die indirekten Steuern, die meistens von den — anderen gezahlt werden.

Das einzige rationelle Mittel zur Bekämpfung des Saccharins wollen also die Junker nicht angewendet wissen. Lieber vergreifen sie sich an der „Heiligkeit“ des Eigentums und tasten einen Stein im Fundamente dieser „gottgewollten Weltordnung“ an, indem sie die Expropriation der Saccharinfabriken fordern. Um Gründe sind sie ja nicht verlegen.

Aber wie würden dieselben Leute schreien, wenn wir die Expropriation der Zuckerfabriken fordern wollten! Und doch ist das im Prinzip nichts anderes. Technisch ist sie ohne weiteres durchführbar; und daß die Versorgung des Volkes mit Zucker dann weit rationeller erfolgen könnte als heute, werden auch die rabbiatesten Junker nicht zu leugnen wagen. Indessen würde die Heiligkeit des Eigentums sofort wieder aufmarschieren, wenn man damit Ernst machen wollte. Es giebt also, wie wir schon sagten, offenbar verschiedene Grade dieser Heiligkeit. Im Widerstreit mit junkerlichen Interessen sinkt sie sogar auf Null herab.

Neugierig sind wir unter diesen Umständen darauf, wie die Junker blasiert die sozialdemokratische Forderung auf Vergesellschaftung der Produktions- und Austauschmittel bekämpfen wollen.

Politische Uebersicht.

Die Erdrosselung der Saccharinfabrikation.

In 5 Fabriken, zu Salbke bei Westerhüsen a. d. Elbe, Staßfurt, Höchst a. M., Radebeul und Elberfeld, wurde bisher Saccharin hergestellt. Die erstgenannte Fabrik stellt nur Saccharin her, die Fabrik zu Radebeul produziert die größte Menge. Die Produktion hat im Betriebsjahr 1899/1900 1700 Doppelzentner betragen. Der Inlandsverbrauch aber nahm davon nur 593 Doppelzentner in Anspruch, der Rest wurde ausgeführt namentlich nach Großbritannien, Rußland und den Vereinigten Staaten. Da künftig Saccharin im Interesse des Zuckerkonsums nur mit Einschränkungen, wie sie selbst nicht für das gefährlichste Gift bestehen, abgesetzt werden darf, so werden die genannten Fabriken gegen die ihnen zugesagte Entschädigung den Betrieb einstellen und dem Reiche überlassen, für eigene Rechnung den geringen, den Apotheken, Krankenhäusern und Kuranstalten noch gestatteten Bedarf zu befriedigen.

Ein Junker der Nationalliberalen äußerte in einem Gespräch über dieses Gesetz: „Am einfachsten wäre doch, zur Vermeidung solcher Spezialgesetze das Strafgesetzbuch durch einen Paragraphen zu vervollständigen, wonach Jeder mit dem Tode bestraft wird, der künftig eine Erfindung macht, deren Anwendung dem Absatz irgend eines landwirtschaftlichen Produktionszweiges zum Nachteil gereichen kann.“

Das Programm der französischen Regierung.

Am Dienstag hat sich das neue Ministerium Combes der Kammer vorgestellt. Sie bekam so zwei Antrittsreden zu hören. Vor der Erklärung des Ministerpräsidenten wurde nämlich die endgültige Wahl des Bureaus beendet und darauf übernahm Bourgeois das Präsidium mit einer Ansprache. Er sagte, er werde dafür Sorge tragen, daß der Parlamentstribüne, welche eine Stätte für Wahrheit und Recht sei, die ihr gebührende Achtung gewahrt werde; er werde sich bemühen, daß in der Kammer der wahre republikanische und demokratische Geist hochgehalten werde. Das Volk erwarte dies von seinen Erwählten, welche die Vertreter einer wahrhaft gerecht denkenden, brüderlichen und menschlichen Demokratie seien. Das Land wünsche den inneren Frieden, der ein Unterpfand der moralischen Einigkeit sei, welche Frankreich gestatte, den Rang und die Rechte einer ruhmvollen Vergangenheit zu bewahren und in der Zukunft der Entwickelung des hohen und segenbringenden Einflusses seines Genies nachzugehen. (Lebhafter Beifall links.)

Dann kam die ministerielle Erklärung, die der Ministerpräsident verlas. In ihr heißt es, daß das allgemeine Stimmrecht das Verhalten der vorhergehenden Regierung gebilligt habe. Daran schließt sie die Aufforderung zur Bewahrung der Einigkeit der Mehrheit, welche das Ergebnis der letzten Wahlen sei und zur Vollendung des Reformwerks, welches das Land verlange, so sehr als es von nöten sei. „Wir werden mit unserer ganzen Energie alle diejenigen bekämpfen, welche versuchen sollten, unsere republikanische Regierungsform anzugreifen und die Armee ihren Pflichten abwendig zu machen; wir werden die Armee von der Politik fern zu halten wissen. Wir werden nicht dulden, daß ein Teil des Klerus versucht, die Kirche mit den religiösen Kongregationen zu identifizieren. Wir werden über der Anwendung der Gesetze des Landes zu wachen haben und werden die Gesetze der Republik mit allen Mitteln verteidigen, über welche die Regierung verfügt. Das Vereinsgesetz tritt jetzt in die Periode seiner Ausführung durch die Verwaltung ein. Die Regierung wird darüber wachen, daß keine der Bestimmungen des Gesetzes wirkungslos bleibe. Wir werden Ihnen gleichzeitig die Abschaffung des Unterrichtsgesetzes von 1850 vorschlagen, damit der Staat, ohne deshalb aus dem öffentlichen Unterrichtswesen ein Monopol machen zu wollen, die Stelle, welche er niemals hätte aufgeben sollen, wieder einnehme und über den Unterricht, der jedem Bürger zu teil wird, wache. Die Regierung wird nichts verabsäumen, um mehr Sparsamkeit in den Ausgaben eintreten zu lassen und um die Gestaltung des Budgets in angemessenen Grenzen zu halten. Die Regierung wird sich bemühen, den nationalen Kredit in gutem Stand zu erhalten. Unter den Reformen, die das allgemeine Stimmrecht fordert, ist eine der ersten, die durchzuführen sein wird, diejenige, daß in dem Steuersystem mehr Billigkeit und mehr praktischer Sinn obwalten und daß vor allem gewisse Abgaben durch eine allgemeine Einkommensteuer ersetzt werden müssen, die jeden nach seinen Fähigkeiten und Mitteln trifft. In allernächster Zeit wird die Regierung den Senat ersuchen, die Vorlage zur Einführung des zweijährigen Militärdienstes zu beraten und sie wird diese Vorlage auch mit allem Nachdruck vor dem Parlament vertreten. Ebenso wird die Regierung sich bemühen, die Militärgerichtsbarkeit auf den Grundlagen der modernen Gesetzgebung auszubauen. Auch wird sie sich mit der Frage des Ankaufes von Eisenbahnen und mit der Altersversicherung der Arbeiter beschäftigen. Die Regierung ist entschlossen, die Wohltaten des republikanischen Geistes in den täglichen Einzelfragen der Verwaltung jedermann gegenüber zur Geltung gelangen zu lassen.

Die Regierung wird niemals den Gesichtspunkt der höheren und dauernden Interessen des Landes und seiner auswärtigen Politik aus dem Auge lassen. Sie wird fortfahren, die Bundesbeziehungen des Landes zu pflegen, deren wohlthätige Wirkung Frankreich und Rußland in gleicher Weise schätzen und welche die öffentliche Meinung der ganzen Welt als eine Bürgschaft des Friedens und des Gleichgewichts betrachtet. Sie wird die freundschaftlichen Beziehungen fortsetzen, welche sich kürzlich weiterentwickelt haben oder wieder angeknüpft sind und welche die Gemeinsamkeit der Abstammung, der Nachbarschaft und der

Die Fanfare.

Roman von Fritz Mauthner.

(8. Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

So boshaft also konnte Piterssen sein, daß er sie zwang, ihrem verlassenen Gatten eine Rente auszuzahlen. Und ihrem Kinde? Sie zögerte ein Weilchen; dann legte sie das Blatt zweimal, viermal, achtmal übereinander und mit einem scharfen Riß löste sie acht kleine Papierfetzen los, die der Wind im Nu über die hohe Linde hinwegführte. Und ruhig fuhr sie in dem Werke fort und atmete erst auf, als der letzte Rest des Blattes wie ein verlorener Schmetterling im Hofe umherwirbelte und endlich müde in einer Wasserlache unterging.

Nun lehnte sie sich in ihren Stuhl zurück und baute wieder einmal in Gedanken an der Zukunft ihres Lebens. Sie schloß die Augen und lächelte wie in glücklichen Träumen. Noch niemals hatte sie sich so frei und reich und schön gefühlt wie heute, noch niemals so die Herrin ihres kommenden Schicksals.

Der Regen hatte längst aufgehört, die Abendsonne glitzerte rötlich in den fallenden Tropfen der Lindenblätter und Leontine saß noch immer einsam in ihrem Lehnstuhl, während ihre Vorstellungen von Sieg zu Sieg flogen und vor ihrer Schönheit und ihrem Reichtum die Flügelthüren aller Luftschlösser aufsprangen. Vor ihr und vor ihm, dem Jüngling, den sie endlich gefunden hatte und der durch sie, für sie, einerlei, der mit ihr hohen Zielen zustreben durfte, den sie im Parlament aufregende Reden halten hörte, während sie beneidet auf der Tribüne saß, der mit ihr in einen Ministerpalast einzog und den es freute, wenn Berlin sich vor der schönen Frau Ministerin neigte, oder der als berühmter Komponist in allen Residenzen Europas wie ein König gefeiert wurde.

Leontine blätterte unter den Karten und Briefen, die angekommen waren. In Gedanken ordnete sie die Leute. Mit diesen wollte sie sofort brechen, mit anderen langsam den Verkehr aufgeben. Die Gesellschaft des Kommerzienrats Piterssen sollte nicht auch die ihre bleiben. Sie wollte höher hinauf. Und den Vorzug unter den neuen, vornehmen Freunden sollten diejenigen erhalten, welche ihn, den Jüngling, fördern konnten.

Auch Graf Trienitz hatte seine Karte geschickt. Leontine wußte, daß der kranke Graf auf jeden eifersüchtig war, der seine Plauderstunde in ihrem Boudoir auch nur um die Stelle eines Stuhles störte. Aber er sollte dennoch gezwungen werden, ihr und ihrem Erwählten zu dienen.

Leontine bedauerte nur, daß ihr Spiel mit diesen Menschen nicht sofort beginnen konnte. Und doch —

Ihr Mädchen schlich so leise herein, wie es sich für ein Trauerhaus schickte.

Herr Verleger Mettmann sei da und frage nach dem Befinden der gnädigen Frau.

Leontinens Augen leuchteten auf. Der Besuch schmeichelte ihrem Aberglauben; jedenfalls war er ein gutes Vorzeichen für ihre Träumereien.

„Sagen Sie Herrn Mettmann, ich sei gefaßt. Er solle doch so freundlich sein, bald wieder vorzusprechen. — Nein, führen Sie ihn ins Balkonzimmer, ich will ihn empfangen.“

Langsam ordnete Leontine vor dem Spiegel ihren Traueranzug. Sie setzte ein einfaches schwarzes Häubchen auf und legte ein schwarzes Kaschmirtuch um ihre Schultern; dann noch etwas Puder auf ihre Wangen. An der Thüre kehrte sie um und nahm mit verächtlichem Achselzucken ein Taschentuch, das sie rasch zerknitterte, in die Hand. So schritt sie gemessen mit gesenktem Kopfe bis in den reichen hellen Raum, wo der alte Mettmann sie stehend erwartete.

„Meine arme Freundin,“ rief er und faßte ihre beiden Hände, „wir haben alle Ihre Haltung am Grabe bewundert. Ich habe gar nicht zu glauben gewagt, daß Sie mich empfangen werden.“

„Man muß versuchen, die schwersten Stunden so schnell wie möglich durchzumachen,“ sagte sie feierlich.

Mettmann nickte beistimmend.

Sie fuhr fort:

„Meinem guten Manne war die Erlösung von seinen langjährigen Qualen wohl zu gönnen.“

Sie hob die Hand mit dem Taschentuch ein wenig nach den Augen, ließ sie aber auf halbem Wege wieder sinken.

„Sein Tod zwingt mich, ganz gegen meine Neigung, mich um allerlei geschäftliche Dinge zu bekümmern. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mich mit Ihrer männlichen Erfahrung unterstützen wollten. Eine alleinstehende Witwe —“ Wieder zuckte die Hand mit dem Taschentuch.

„Meine teure Freundin,“ sagte Mettmann mit gedämpfter Stimme, „was ist das menschliche Leben? Punktum. Es wird mich freuen — das heißt — Sie verstehen mich, auch bei diesem schmerzlichen Anlaß können Sie über mich verfügen.“

Leontine drückte ihm die Hand und steckte das Taschentuch ein.

„Vor allem möchte ich eine Danksagung für die vielen Beweise von Teilnahme abfassen.“

„Es war Ihnen gewiß ein Trost,“ rief Mettmann mit hellerer Stimme. „Das überlassen Sie nur Herrn Pinkus. Hat er die Traueranzeige und den Nachruf nicht sehr schön verfaßt?“

„Es war alles ganz würdig. Ferner möchte ich im Sinne des Verstorbenen den Armen der Stadt eine größere Summe widmen. Er hatte nicht Zeit, selbst derlei Bestimmungen zu treffen, da ist es meine Pflicht, statt seiner wohlthätig zu sein.“

„Ja, das ist üblich,“ brummte Mettmann. „Wollen Sie die Summe bestimmen?“

„Ich habe noch nicht überlegt. Nun, hunderttausend Mark wird wohl das Richtige sein. Es giebt so viel Armut in der Stadt.“

Mettmann fuhr auf.

„Sie sind wohl — Theuerste Freundin, das ist zu viel! Sie sind wohl in Ihrem ersten Schmerze zu verschwenderisch.“

Leontine lächelte traurig, doch schaute sie den Verleger scharf an und sagte, während ihr schwarzes Tuch langsam von den Schultern zu den Hüften niederglitt:

„Die Güte meines Mannes hat mich in Verhältnissen zurückgelassen, in denen die Summe ohne Bedeutung ist.“

Mettmann verneigte sich unwillkürlich.

„Aber es ist zu viel,“ wiederholte er. „Dazu biete ich meine Hand nicht. Sagen wir fünfzigtausend.“

„Wie Sie meinen. Ich will nicht auffallen. Ich behalte mir aber vor, die hunderttausend voll zu machen, wenn eine bedeutende Stiftung auf meinen Namen — auf den Namen des Toten meine ich natürlich — damit möglich würde.“

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020611/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG